

Was Ethnolinguisten unterscheidet

Als Alexander von Humboldt in Mittelamerika reiste, wurde ihm ein Papagei gezeigt: Nur der Vogel kannte noch Worte aus der Sprache eines vernichteten Stammes.

Der Name „Nintendo“ steht normalerweise für Videospiele. Aber neuerdings dienen die handlichen Konsolen auch der Sprachenrettung. Die Nez Percé, ein Indianervolk im Nordwesten der Vereinigten Staaten, setzen die Geräte ein, um ihre Kinder spielerisch an die Stammsprache Nimpunntit heranzuführen. Es wird hohe Zeit, denn nur noch vierzig Indianer verfügen über Kenntnisse in dieser Sprache. Dies ist nur eine von vielen Aktivitäten, um vom Untergang bedrohte Sprachen zu retten oder wenigstens zu dokumentieren. Organisationen wie die deutsche „Gesellschaft für bedrohte Sprachen“ oder der amerikanische „Endangered Language Fund“ schlagen Alarm: Von den heute knapp 7000 Sprachen werden nach Schätzungen der Unesco gegen Ende dieses Jahrhunderts mehr als 3000 verschwunden sein, andere Prognosen sind noch wesentlich pessimistischer.

Während die eine Hälfte der Weltbevölkerung sich auf nur 19 Muttersprachen verteilt – Deutsch als zehntgrößte Sprache gehört dazu –, sprechen die anderen 3,5 Milliarden die vielen tausend sonstigen Sprachen. Etliche dieser Sprachgemeinschaften zählen nur wenige hundert Mitglieder. Wenn die letzten Sprecher gestorben sind, gehen diese meistens schriftlosen Idiome – anders als die „toten Sprachen“ der klassischen Antike – spurlos unter.

Ihre Erhaltung stärkt nicht nur die kulturelle Identität der Sprachgemeinschaften. Die sprachliche Vielfalt spiegelt auch den großen Reichtum der kommunikativen und kognitiven Möglichkeiten des Menschen. Stephen Levinson, Direktor des Max-Planck-Instituts für Psycholinguistik in Nimwegen und sein australischer Kollege Nicholas Evans sehen in dieser Diversität ein gigantisches Labor der Varianz, in dem jede der 7000 Spra-

nig komfortablen Lebensbedingungen der Bewohner und investieren große Mühe in die akribische Analyse von Lautsystemen, grammatischen Regeln, kommunikativen Gepflogenheiten und kulturellen Praktiken. Evans vergleicht die Erforschung einer Sprache mit der des menschlichen Genoms. Die Entdeckerfreude der Ethnolinguisten teilen allerdings nicht alle Sprachwissenschaftler. Starker Gegenwind bläst ihnen seit Jahren aus dem Lager der generativen Universalgrammatik entgegen, für die heute vor allem der Name Noam Chomsky steht. Für ihn und seine Schüler sind sprachliche Unterschiede nur periphere Erscheinungen: Ob Suaheli, Latein oder Plattdeutsch – nach dieser Theorie folgen alle Sprachen derselben Logik einer geschichtslosen, neurobiologisch verankerten Universalgrammatik. Dieses „Sprachorgan“, auch „Sprachinstinkt“ genannt, soll es Kindern ermöglichen, aus dem Meer der Sätze, das sie tagtäglich umspült, die Regeln für ihre jeweilige Muttersprache abzuleiten, in die sie so, ohne die Mühsal des Lernens, hineinwachsen.

Gegen die Rationalisten

Zum Katalog der angenommenen Universalien gehören etwa die Existenz von Zahlwörtern, die Unterscheidung zwischen Substantiven und Verben, die Zerlegbarkeit von Sätzen in Satzglieder oder die „Rekursivität“, die syntaktische Verschachtelungen ermöglicht: zum Beispiel Satzstrukturen, die Satzstrukturen, die gleichartige Satzstrukturen, die wiederum gleichartige Satzstrukturen enthalten, enthalten, enthalten. Andere Universalien bilden eine Negativliste: So soll es etwa keine Sprache auf der Welt geben, in der das Tempus mit Hilfe der Substantive gebildet wird. Ihren ethnolinguistischen Gegnern werfen die Generativisten vor, sie würden eine „Wunderkammer“ – das deutsche Wort hat es ins Englische geschafft – voller Raritäten zur Schau stellen, statt unter die Oberfläche der Phänomene zu blicken, wo in der Tiefe das universalgrammatische Räderwerk arbeitet.

Dass die Ethnolinguistik mit ihrer Liebe zur Vielfalt und der Engführung von Sprache, Geschichte und Kultur an Herder und die Romantik anknüpft, ist nicht zu übersehen. Doch den Vorwurf des unwissenschaftlichen Exotismus lassen die linguistischen Artenschützer nicht gelten. Für nahezu alle „Universalien“ führen sie mittlerweile Gegenbeispiele an.

chen ein Kommunikations-Experiment unter Realbedingungen darstellt, das oft unerwartete Ergebnisse hervorbringt (Nicholas Evans and Stephen C. Levinson, „The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science“ (with commentary) in: Behavioral and Brain Sciences, Heft 32, 2009, und Nicholas Evans: „Dying Words. Endangered Languages and what they have to tell us“, Wiley-Blackwell 2010). Dazu gehören kunstvolle Gebilde wie zum Beispiel das in Botswana gesprochene Taa mit über hundert bedeutungsunterscheidenden Konsonanten, fünfmal so viele wie im Deutschen. Oder das australische Dalabon: Seine Regeln verlangen, erst einmal die Hierarchie- und Verwandtschaftsverhältnisse der Personen, über die man reden will, in ein kompliziertes System von Präfixen zu übersetzen, die dann dem Verb vorschaltet werden.

Zu ungewöhnlicher Präzision zwingt auch die „Evidenz-Grammatik“ mancher Indianersprachen: Bei jeder Aussage muss man eine Sprachform wählen, die signalisiert, ob man etwas selbst gesehen hat, ob man davon hörte oder ob man es einfach nur annimmt. In der Datenbank des Max-Planck-Instituts wird eine wachsende Zahl bedrohter Sprachen archiviert, wissenschaftlich beschrieben und per Internet zugänglich gemacht (www.mpi.nl/DOBES).

Vielfalt vor den Großreichen

Niemand weiß, ob der globale Sprachen-Pool nicht noch ganz andere Überraschungen bereithält. Nur etwa ein Zehntel der bekannten Sprachen sind bislang hinreichend erforscht. Wahrscheinlich liefern die heutigen 7000 Sprachen nur einen Abglanz einstiger Vielfalt. Denn die Antriebskräfte der sprachlichen Auseinanderentwicklung – geographische Isolation und der Wunsch, sich von anderen Gruppen abzugrenzen – dürfte die Geschichte der menschlichen Kommunikation schon von der hypothetischen Ursprache an begleitet haben. Stephen Levinson, der das Alter menschlicher Sprachfähigkeit auf 400 000 Jahre schätzt, nimmt an, dass über den gesamten Zeitraum hinweg nicht weniger als 500 000 Sprachen entstanden und wieder verschwanden. Die enorme Zahl wird plausibel, wenn man für die vorgeschichtlichen Epochen Sprachgemeinschaften von nur 500 bis 900 Menschen annimmt. Papua-Neuguinea vermittelt noch heute eine Vorstellung davon, wie die damalige Sprachlandschaft ausgesehen haben könnte: In diesem Gebiet mit 3,6 Millionen Einwohnern gibt es nicht weniger als 850 oft nicht verwandte Sprachen. Erst zentralisierte Großreiche wie Ägypten oder Rom machten einzelne Sprachen zu Massenmedien.

Ethnolinguisten sind Feldforscher aus Überzeugung. Sie verbringen viel Zeit in abgelegenen Dörfern, teilen die oft we-

Die Generativisten kotern mit dem Versuch, auch diese Befunde mit Hilfe hoch-abstrakter Formalismen ihrer Universalgrammatik irgendwie einzupassen. Der Preis dafür ist, dass sie zu einem formallogischen Glasperlenspiel wird, dessen empirischer Gehalt sich verflüchtigt hat. Das gilt auch für die naturwissenschaftlichen Aspekte: Niemand weiß, was genau sich hinter dem postulierten „Sprachinstinkt“ biologisch verbergen soll. Dass die Evolution ein hochspezialisiertes „Grammatik-Organ“ hervorgebracht hat, ist höchst unwahrscheinlich. Viel eher dürfte die menschliche Sprachfähigkeiten auf allgemeineren kognitiven Kapazitäten aufbauen. Auch die These, der Spracherwerb laufe als automatischer Reifungsprozess ab, ist ins Wanken geraten. Imitation, Lernen und Sozialisation scheinen eine bedeutend größere Rolle zu spielen als von den Generativisten zugestanden.

Im Gegensatz zum abstrakten und antihistorischen Rationalismus der Universalisten betonen die Freunde der Differenz den sozialen und evolutionären Charakter der Sprachen. Gerade in ihrer Wandelbarkeit und großen Unterschiedlichkeit sehen sie das Merkmal, das menschliche Sprachen von den Kommunikationsformen aller anderen Gattungen unterscheidet. Dabei bestreiten sie nicht, dass viele Sprachen neben gravierenden Unterschieden auch strukturelle Gemeinsamkeiten aufweisen. Aber die beruhen nicht auf einheitlichen „Grammatik-Schaltungen“ im Gehirn, sondern auf gleichen Artikulationsorganen, einer gemeinsamen kognitiven Grundausstattung und nicht zuletzt auf ähnlichen kommunikativen Anforderungen. Der dadurch gesetzte Rahmen, in dem Sprachen sich entwickeln können, ist weit gespannt. Er lässt Übereinstimmungen ebenso zu wie die erstaunlichsten Sonderwege.

WOLFGANG KRISCHKE